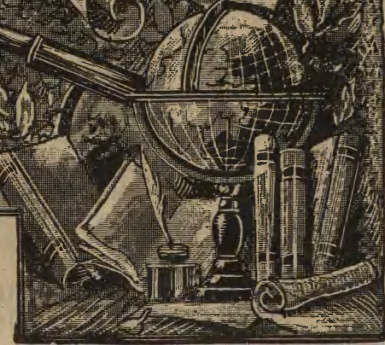


Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Unverzagt.

Wenn das Glück, die lose Dirne,
kainisch Dir den Rücken kehrt,
Hebe doppelt kühn die Stirne,
Gürte doppelt fest das Schwert.

Rasch verweilt ein Kranz aus Zweigen,
Die Du spielend Dir gewannst;
In der Not erst magst Du zeigen,
Wer Du bist und was Du kaimst.

Das Battist-Tuch.

Aus dem Russischen von Georg Albert.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

„Ach, Du glaubst, daß die Mörderin Uchanski gegenüber noch nicht nachgiebig war?“ sagte Schurlow, den die Erzählung seiner Gattin höchlichst interessierte. — „Ja, ich vermute es,“ erwiderte Rimma leichtthin, und setzte ihre Auseinandersetzung fort, indem sie sich immer mehr ihrer nervösen Erregung hingab: „Und nun trat sie in sein Zimmer und sogleich blieben ihre Augen auf dem kleinen, glänzenden Dolchmesser haften, das auf dem Schreibtische lag. Wohl wissend, daß sie von Uchanski alles, selbst Vergewaltigung zu erwarten habe, ergriff sie den Dolch und läßt ihn während der ganzen nun folgenden Auseinandersetzungen nicht mehr aus der Hand. In diesen tritt die ganze Frechheit Uchanskis, seine ganze teuflische Grausamkeit zu Tage. Statt vor dieser Frau, die ihre Ehre, ihr häusliches Glück verteidigt, auf die Kniee niederzusinken, statt ihr die unvorsichtigen Briefe, die er ihr mit teuflischer List entlockt, zurückzugeben, wirft er sich auf sie wie auf ein bereites Opfer seiner Lüste. Da erhebt sie, halb bewußtlos, außer sich, den Arm, der mit dem Dolche bewaffnet ist, und mit übermenschlicher Kraft trifft sie seine Brust . . .“ Rimma erhob den Arm, richtete sich auf und fiel in demselben Augenblick, wie vom Blitz getroffen, in den Sessel zurück. Ihre Augen waren geschlossen. Eine tiefe Ohnmacht war über sie gekommen, zum höchsten Schrecken

des fassungslosen Gatten, der sich dieses nicht erklären konnte. — Inzwischen nahm die Untersuchung über die Ermordung Uchanskis ihren Fortgang, führte jedoch einstuweilen zu keinerlei positiven Ergebnissen. Marjesnii zweifelte allerdings nicht, daß er sich auf dem richtigen Wege befinde. Die Aussagen mehrerer von ihm vorgeladener Personen aus der Zahl derer, die mit Uchanski in geschäftlichem oder geselligem Verkehr gestanden, lieferten ein ziemlich genaues Bild von dem intimen Leben des Ermordeten. Alle kannten Uchanski als waghalsigen Börsenspekulanten und Spieler. Er hatte Glück, litt nie an Geldmangel, versagte sich keinen Genuß, und da seine geschäftlichen Angelegenheiten keine emsige Tätigkeit im Arbeitszimmer erheischten, so widmete er seine zahlreichen Mußestunden den Frauen. Er liebte Frauen jeder Art; sein schönes Aeußere und seine an Frechheit grenzende Werwegenheit sicherten ihm viele Erfolge. Er erlebte Romane in allen Kreisen der Gesellschaft. Er pflegte nicht mit seinen Siegen zu prahlen, war jedoch nicht immer vorsichtig in seinen Gesprächen und so blieb das Geheimnis seiner Abenteuer oft schlecht gewahrt. Die meiste Bedeutung hatten die Aussagen des Sergius Walsowski, der in denselben Kreisen verkehrte wie Uchanski. Er kannte mehrere weibliche Personen, mit denen der Verstorbene



Das Prisma. Nach dem Gemälde von A. Eins.

Romane erlebt hatte. Von ersteren Beziehungen kannte er nur eine, die vor etwa zwei Jahren mit dem Tode der Heldin ihr Ende gefunden hatte — mit einem Tode, der unter höchst verdächtigen Umständen erfolgt war und in der Stadt seiner Zeit viel besprochen wurde, da man Selbstmord vermutete.

Nachdem Wolkowski seine Aussagen beendet hatte, legte ihm Marjesnii ohne Umschweife die Frage vor, ob er eine Frau kenne, die infolge romanartiger Beziehungen zu Uchanski wohl zu einem Mord veranlaßt werden konnte.

Wolkowski wurde sehr ernst und dachte nach; dann antwortete er, daß er eine solche Frau nicht kenne, doch gebe er die Möglichkeit zu, daß eine solche vorhanden sei.

Diese Möglichkeit gab Marjesnii selber zu, daher befriedigte ihn die Antwort Wolkowskis nicht; er stellte also eine andere Frage. „Hat sich Uchanski in der letzten Zeit besonders eifrig um ein weibliches Wesen bemüht?“

Wolkowski zuckte die Achseln. „Ich glaube, er widmete seine Bemühungen überhaupt niemals ausschließlich ein und derselben Person,“ erwiderte er lächelnd. „Er veranstaltete zuweilen kleine Dinners oder Soupers, bei denen irgend eine von seinen Freundinnen die Wirtin machte. Zuletzt war es, glaube ich, eine Operettensängerin . . .“

„Solche Freundinnen Uchanskis könnte ich Ihnen selber nennen,“ unterbrach ihn der Untersuchungsrichter. „Mich interessieren vor allem Beziehungen von mehr romanhaftem Charakter, in Kreisen der besseren Gesellschaft.“

„Von romanhaftem Charakter?“ wiederholte Wolkowski. „Aber der Verstorbene, Anatol Viktorowitsch, war gar nicht ein Mensch von romanhaftem Charakter. Er dachte über das weibliche Geschlecht etwas leichtfertig, wie wir alle . . . Uebrigens entsinne ich mich, daß mir vor einiger Zeit einmal ein Verdacht auftauchte . . . hinsichtlich einer sehr netten, lebenswürdigen Dame, einer verheirateten, äußerst interessanten. Da Uchanski in seinen Beziehungen zu den Frauen mit großer Entschiedenheit verfuhr und nicht gern auf halbem Wege stehen blieb . . .“

„Sie hielten ihn für fähig, sein Ziel vermitteltst Frechheit oder Hinterlist zu erreichen?“

„Ich meine, daß er sich nicht gerade durch Zimperlichkeit auszeichnete,“ antwortete Wolkowski lächelnd.

„Kennen Sie den Familiennamen jener Dame?“ fragte Marjesnii weiter.

Wolkowski dachte ein wenig nach. „Bin ich verpflichtet, ihn zu nennen? Es handelt sich doch um das Geheimnis einer Frau und ich habe auch nur bloße Vermutungen.“

„Nennen Sie vorläufig den Anfangsbuchstaben ihres Familiennamens,“ erwiderte der Untersuchungsrichter.

„Der erste Buchstabe ist L.“

„Und ihr Vorname?“

„Sophie.“

Marjesnii erzitterte in seinem Innern, doch bewahrte er äußerlich völlige Ruhe.

„Kennen Sie sie persönlich?“ fragte der Untersuchungsrichter weiter.

„Ja, oberflächlich . . .“ antwortete Wolkowski.

„Sie waren in der Nacht, als Uchanski getötet wurde, auf dem Maskenfeste.“

„Ja, aber nur kurze Zeit.“

„Haben Sie da diese Dame erkannt?“

„Das kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Ich denke, sie ist dagewesen. Wenigstens war eine Maske da, die ihr sehr ähnelte. Ich wurde auf sie aufmerksam, weil sie mich fragte, ob ich nicht Uchanski im Rauchzimmer gesehen hätte und ob er nicht etwa schon fortgefahren sei.“

„Es schien Ihnen also, als ob sie ihn suche?“

„Ja, augenscheinlich wartete sie auf ihn.“

„Haben Sie bemerkt, daß Sie erregt war?“

„Es kam mir allerdings ein wenig so vor.“

„Aber nachher haben Sie nicht gesehen, wie sie mit Uchanski zusammentraf?“

„Nein. Ich verlor Uchanski schon zu Beginn des Balles aus den Augen.“

„War Uchanski allein?“

„Nein, er saß mit einer anderen Maske zusammen.“

„Die Ihnen gänzlich unbekannt war?“

„Gänzlich.“

Marjesnii schwieg. Die Einbildungskraft des Untersuchungsrichters arbeitete mit Geschwindigkeit. Offenbar hatte diese unbekannte Maske die Eifersucht jener anderen, die Sophie L. hieß, erregt. Die letztere hatte Uchanski aufgesucht, war mit ihm nach dessen Wohnung gefahren und dort war zwischen ihnen ein Streit entstanden, der mit dem Dolchstiche endete.

„Kennen Sie die Handschrift der Dame, deren Familiennamen mit L anfängt?“ fragte er plötzlich, Wolkowski zauderte. War es nicht besser, wenn er verneinte? Aber schon drängte ihn die eigene Neu-

gier zu einer anderen Antwort. „Allerdings,“ erwiderte er, „ich erhielt zuweilen Einladungsschreiben von ihr.“

Marjesnii öffnete seine Brieftasche und zog das kleine Briefchen hervor, das er bei der Durchsicht der Papiere Uchanskis ausgefondert hatte. „Finden Sie eine Ähnlichkeit?“ fragte er, indem er auf die zwei Zeilen und das dem Buchstaben S ähnelnde Zeichen wies.

Wolkowski betrachtete aufmerksam das Schreiben. Die Ähnlichkeit der Handschrift war vollkommen. Aber er zog es vor, eine ausweichende Antwort zu geben. „Die Damen-Handschriften ähneln einander häufig, weil sie ohne ausgesprochenen Charakter sind,“ sagte er achselzuckend.

„Folglich ist eine Ähnlichkeit vorhanden?“

„Es kommt mir so vor, aber ich bin kein Sachverständiger.“

Marjesnii trat dicht an ihn heran und sah ihn mit durchbohrendem Blick an. „Setz fordere ich Sie auf, die Frau zu nennen, von der die Rede ist. Andernfalls machen Sie sich der Begünstigung eines Verbrechens schuldig.“

Wolkowski erbleichte. „Wie, Sie hegen gegen sie den Verdacht . . . der Ermordung Uchanskis? Aber das entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit . . .“ sprach er mit zitternder Stimme.

„Nennen Sie ihren Namen, Stand und Wohnung,“ beharrte Marjesnii. „Ihre übel angebrachte Zurückhaltung ist völlig zwecklos, denn es liegen bereits viele Belastungsbeweise vor und heute noch wird der Name dieser Person bekannt werden. Und da Sie sie warnen könnten, so habe ich das Recht, Ihre Verhaftung zu verfügen.“

Wolkowski verlor gänzlich die Fassung. „Bitte, ich will es ja sagen: Sophie Michailowna Lopatschinskaja,“ sagte er mit blassen Lippen.

Marjesnii schrieb es auf, legte dem Zeugen noch einige Fragen vor und entließ ihn.

In einem kleinen, im vierten Stock gelegenen Wohnzimmer kämpfte die zeitig eintretende Petersburger Dämmerung mit dem Lichte einer Lampe, das von einem gelben Lampenschirm leicht gefärbt war. Am Tische saß vor dieser Lampe eine Dame von etwa 28 Jahren und sah die Zeitung durch, die sie im Laufe des Tages noch nicht hatte lesen können. Der Inhalt schien sie jedoch nicht besonders zu fesseln. In ihren klaren, blaugrauen Augen zeigte sich ein erhöhtes Interesse erst, als sie bei einer Nachricht angekommen war, welche mitteilte, daß die Untersuchung in der Uchanskischen Mordaffäre ihren Fortgang nehme, daß man aber dem Mörder noch nicht auf die Spur gekommen sei. „Uebrigens“ — fügte die Nachricht hinzu — „legen gewisse, bei der Durchsichtung der Wohnung des Ermordeten zu Tage getretene Umstände die Vermutung nahe, daß die Hand, welche die tödliche Wunde schlug, eine Frauenhand war. Die in der Stadt umlaufenden Gerüchte gehen noch weiter und sehen Motive romanhafter Natur voraus — Rache infolge verschmähter Liebe.“

Die junge Frau legte die Zeitung hin, lehnte sich in den Sessel zurück und versank in Nachdenken. „Wie wunderbar,“ sprach sie zu sich selbst, „es ist, als ob das Schicksal eigens für mich eine Rächerin gesandt hätte. Wahrscheinlich eine Unglückliche, mit der er noch schlimmer, als mit mir verfuhr, die aber noch tatkräftiger und leidenschaftlicher war als ich . . . Aber wie ist das schrecklich, wie schrecklich!“

Mit ungewöhnlicher Klarheit trat ihr der ganze, traurige Roman, den sie mit Uchanski erlebt, vor die Augen. Sein Aeußeres, der selbstbewußte Ton dieses verwöhnten Kenners der Frauen und des Frauenlebens hatten Eindruck auf sie gemacht. Er hatte dies sofort bemerkt und begann nach seiner Gewohnheit sie rastlos, hitzig zu verfolgen, ließ ihr keine Zeit, sich zu befinnen und der Gefahr zu entgehen, lauerte auf den Augenblick, wo sie von heftiger Neigung fortgerissen werden und sich selbst vergessen würde und wo er sich ihrer bemächtigen konnte. Und dieser Augenblick war gekommen, sie — die ehrbare Frau, die Gattin eines trefflichen Mannes, den sie achtete, der allmählich auch ihre Zuneigung erworben hatte, sie hatte sich fortreißen lassen und hatte Uchanski nachgegeben — sie wußte jetzt noch nicht: hatte sie es getan infolge einer eigenwilligen Laune ihres erregten Nervensystems und Blutes, oder war sie ein Opfer halber Gewalt geworden. Und dann folgten Ernüchterung, die Qualen verletzter Ehre und Selbstachtung, und auf seiner Seite eine Art beleidigenden, triumphierenden Mitleids und unzweideutige Ausfälle einer frühzeitigen Verwahrung gegen etwaige Ansprüche! Ja, beanspruchte sie denn etwas? Wollte sie denn diese verhängnisvollere Weise angeknüpften Beziehungen fortsetzen? Sie hätte ja nur gewünscht, daß er nicht so tief in ihren Augen sinke, nicht so schonungslos ihre Illusionen vernichte, sie nicht zwingen, sich selbst zu verachten, unter dem qualvollen Gefühl ohnmächtigen Machedurstes zu leiden . . .

Als die Nachricht von dem schrecklichen Ende Uchanskis sie erreichte, fühlte sie sich unsagbar erschüttert. Aber trotz des lähmenden Schreckens, den das Verbrechen an sich bei ihr hervorrief, trium-

phierte in ihr ein verborgenes, böses Gefühl. Sie fühlte sich gerächt und diese blutige Rache erschien ihr wie eine Tilgung ihrer eigenen Schmach.

Der Eindruck, den diese Katastrophe auf sie machte, war um so mächtiger, als sie in derselben Nacht, eine Stunde vor der Ausführung des Mordes, Uchanski auf dem Maskenballe gesehen hatte und durch sein geringschätziges Benehmen ihr gegenüber verlezt worden war. Sie erinnerte sich, daß das Gefühl von Zorn und Rachedurst durch die ihr zugefügte Kränkung so mächtig in ihrem Herzen sich regte, daß sie vielleicht, wenn sie allein mit ihm gewesen wäre und eine Waffe bei der Hand gehabt hätte, sich auf ihn gestürzt hätte. . . . Noch mehr: jene unbekannte Maske mit den schwarzen Spitzen, bei der Uchanski saß, hatte auf sie den Eindruck gemacht, als bestehe zwischen ihnen eine unerklärliche Verbindung. Sie haßte sie und fühlte sich gleichzeitig zu ihr hingezogen. . . . Sie sprach zu ihr im Geiste: Du wirst dieselben Qualen der Neigung und Scham durchmachen, wie ich, und wirst wie ich wünschen, ihn zu töten. Und als sie bei dieser gedachten Anrede mit der Unbekannten einen Blick wechselte, glaubte sie in deren Augen etwas Selbstames, Verhängnisvolles wahrzunehmen, wie wenn ihr Gedanke von der Fremden gelesen worden wäre, wie wenn eine Hyp-

notisierung stattgefunden hätte. In jenem Augenblick war sie in ihrem Innern erbebt, und bis jetzt noch hatte sie in ihren Nerven die nämliche Empfindung.

Ueber diesen Erinnerungen an die schrecklichste Seite aus der Geschichte ihres Lebens verstrich eine ziemlich geraume Zeit. Die junge Frau überhörte dabei ein vor-

sichtiges Klingeln im Flur und erwachte aus ihrem

Sinnen erst, als das Stubenmädchen ihr eine Besuchskarte reichte, mit den Worten: „Jemand möchte Sie in einer amtlichen Angelegenheit sprechen.“ Auf der Karte stand: Jakob Sliutsch Marjesnii, Untersuchungsrichter.

„Was kann der wollen?“ dachte verwundert die junge Frau. „Man wird doch nicht erfahren haben, daß ich mit Uchanski bekannt war und mich als Zeugin vernehmen?“

„Ich lasse bitten,“ sagte sie laut und erhob sich achselzuckend. Marjesnii trat in seiner etwas schwerfälligen Weise herein und verbeugte sich, nachdem er einen raschen und scharfen Blick nicht nur auf die Hausfrau, sondern auch auf die ganze Umgebung geworfen hatte.

„Entschuldigen Sie die Störung, aber eine derartige Angelegenheit. . . Habe ich das Vergnügen, mit Frau Sophie Michailowna Lopatschinskaja zu sprechen?“ begann er.

Die junge Frau antwortete mit einer Neigung des Hauptes und lud zum Sitzen ein. Ein etwas verächtlicher Ausdruck, der auf ihrem Gesichte erschien, zeigte, daß der Besucher ihr nicht gefiel. „Was wünschen Sie denn eigentlich?“ fragte sie in nicht sehr liebenswürdigem Tone, indem sie auf der entgegengesetzten Seite des runden Tisches Platz nahm.

Marjesnii ließ sich auf den Rand des Sessels nieder und warf abermals einen prüfenden Blick auf die junge Frau und das ganze Zimmer. „Ich bin mit der Untersuchung über den Tod Uchanski's betrat; daher wäre es mir äußerst erwünscht, von den Personen, die ihn kannten, einige Auskünfte zu erhalten. Ich habe mir infolgedessen auch erlaubt, Sie zu belästigen, denn Uchanski gehörte zu der Zahl ihrer Bekannten.“ Die letzten Worte sprach Marjesnii in fragendem Tone.

„Allerdings; ich war bekannt mit ihm.“

„Er verkehrte in Ihrem Hause?“

„Ja.“

„Das heißt also. . . ich wollte fragen — er war auch mit Ihrem Gatten bekannt?“

„Ich habe keine Bekannten, die nicht auch mit meinem Manne bekannt wäre,“ antwortete die junge Frau, den Kopf erhebend.

Marjesnii setzte sich im Sessel zurecht. Sein Blick war auf die auf dem Tische ruhende Hand der jungen Frau geheftet. Er bemerkte, daß diese Hand ein zusammengeballtes Battist-Taschentuch hielt. „Würden Sie nicht die Liebenswürdigkeit haben, mir mitzuteilen, wann Sie Uchanski zum letzten Male gesehen haben?“ fragte Marjesnii. — „Zum letzten Male?“ wiederholte Frau Lopatschinskaja. „Ja, das weiß ich nicht. Ist das nicht ganz gleichgiltig?“ —

„Wie Ihnen bekannt sein dürfte, war Uchanski in der Nacht vor seinem Tode auf einem Maskenfest im Adelsklub,“ fuhr Marjesnii fort. „Auf einem Maskenfest?“ unterbrach ihn Frau Lopatschinskaja. „Ja, ich entfinne mich, in der Zeitung stand etwas der Art. Aber dürfte ich wohl wissen, in was für

einer Beziehung das zu mir stehen soll?“ — „In sehr naher Beziehung, da man Sie auf diesem Maskenfest mit Uchanski sprechen sah,“ erklärte Marjesnii, indem er rasch die Augen aufschlug.

Die junge Frau war auffallend blaß geworden. „Wer hat Ihnen das gesagt? Ich pflege keine Maskenbälle zu besuchen.“

„Aber diesen einen haben Sie besucht,“ entgegnete Marjesnii zuversichtlich. „Sie verfolgten Uchanski, weil Ihre Eifersucht durch eine andere Maske, bei der er saß, erweckt wurde.“

„Meine Eifersucht? Sie haben also eine Untersuchung über meine Gefühle für Uchanski angestellt?“ fragte sie ironisch nach kurzem Auflachen, während ihre auf dem Tische liegende Hand leicht erbehte.

„Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen mitteilen, daß Ihre Beziehungen zu Uchanski bekannt sind. Sie haben sie selber ver-raten durch dieses Stückchen Papier.“

Er zog seine Briefftasche hervor, suchte den rosafarbenen Zettel, den er Uchanski's Briefschaften entnommen hatte, heraus, faßte ihn an den Enden mit beiden Händen und hob ihn vorsichtig gegen die Lampe, unmittelbar vor den Augen der jungen Frau.

(Fortsetzung folgt.)



Fähre über den Mäander bei Milet.

Der bedeutendste Fluß der Westküste Klein-Asiens ist der Mäander. Derselbe wird mit Fähren, genau wie dereinst im Altertum überseht und bringen wir heute eine solche Fähre im Bild. Ein Reisender beschreibt den Fluß wie folgt: „Nach ungefähr dreistündigem Ritt halten wir an den trüben Fluten des Mäander, der hier wohl 40 Meter breit ist, eine ganz respektable Tiefe aufweist und trotz des ebenen Geländes eine mittlere Stromgeschwindigkeit zeigt. Auf einer höchst originellen Fähre, die an einer über den Fluß gespannten Kette entlanggleitet, setzen wir über, dem türkischen Fährmann unsern Obolus in Gestalt eines Silberpfisters in die schwierige Hand drückend.“

Im Dohnenstiege.

Von Marie Stahl.

(Nachdruck verboten.)

„Holla, Kamenz, seid Ihr fertig? Kann's losgehen?“ rief ein junger Bursch im Jägerkleid, an das Fenster beim Forst- und Gemeinmeister der großen Waldungen von Bolechobiz, an der schlesisch-polnischen Grenze, klopfend.

Ein graubärtiger Förster trat gleich darauf aus der Thür der kleinen Försterei, die einen Büchschuß vor dem Dorfe lag.

„Alles parat, junger Herr. Und wenn Sie eine kleine Nkung in der Jagdtasche haben, wird es Ihr Schade nicht sein. Im Dohnenstiege kann sich auch unsere müde laufen, und Sie kommen vom Stadtpflaster und von den Lehrbänken, wo man unsere Wälder nur vom Hörensagen kennt.“

„Für alles bestens gesorgt, kommt nur, Forstmeisterchen!“ rief der angehende Studiosus Klaus von Werkenthin, der als glücklicher Mulus die schöne Herbst- und Jagdzeit bei seinem Großvater, dem Baron von Szerbin auf Bolechobiz zubrachte.

Heute wollte er mit seinem Freund, dem alten Förster Kamenz, auch einmal in den Dohnenstiege auf den Krammetzvogel-fang. Es war ein heller Novembertag, dessen blaßblauer Himmel und weiche Luft noch einmal das Nahen des Winters vergessen ließ.

Meilenweit dehnte sich der graugrüne Kiefernwald bis zur polnischen Grenze, und man konnte stundenlang wandern, ohne einer Menschenseele zu begegnen und etwas anderes zu hören, als das Säusen des Windes in den Fichtenkronen, das Klopfen des Spechtes oder zur Sommerszeit den Ruf des Ruckucks. Jetzt war es der harte Schrei der Wandergänse hoch oben aus den ziehenden Wolken, der das Nahen des Winters kündete.

Raum hatten die beiden Jäger den Waldessaum überschritten, so umging sie die große Einsamkeit und Ruhe des windstillen Reviers. Sie waren in einer anderen Welt, die ein anderes Licht, andere Farben, andere Luft und eine andere Sprache hatte als die Welt des freien Feldes und der Menschentwohnungen.

In tiefen Zügen atmete der junge Mann den herben, starken Harzgeruch der Luft und plauderte fröhlich mit seinem Begleiter, der im Laufe seines langen Lebens den Bäumen seines Waldes ähnlich geworden war, mit dem rotbraunen, gefurchten Gesicht und der grauen, knorrigen Gestalt.

„Jetzt Achtung, junger Herr, hier fängt der Dohnenstiege an,“ sagte er endlich und wies auf eine bogenförmige Sprangrute, die in Manneshöhe an einem Fichtenstamm angebracht war. In der Mitte hing ein Büschel roter Ebereschbeeren zwischen zwei Schlingen aus Pferdehaar, so daß ein Vogel, der von den Beeren naschen wollte, unfehlbar den Kopf durch eine der beiden Schlingen stecken mußte. Und in neun von zehn Fällen würde er im Davonsliegen die Schlinge zuziehen, um an diesem Galgen seine Naschhaftigkeit oder seinen Hunger zu büßen.

In Abständen von zwei zu drei Bäumen waren diese Sprangruten an den Stämmen zu sehen, auf ganz schmalen Fußpfaden, die durch den Wald kreuz und quer wie die Gänge eines Irrgartens geholt waren, dort, wo der Wald noch Unterholz hatte, denn die Krammetzvögel fallen am liebsten in das Dickicht.

Es dauerte eine Weile, bis die beiden Jäger den ersten Vogel fanden. Oft hingen die kleinen Leichen Baum bei Baum und dann in langen Zwischenräumen kein einziger.

„Sie kommen immer in Schwärmen,“ sagte Kamenz. „Warten Sie nur, Junker, bis die Dämmerung fällt, dann werden unsere Jagdtaschen sie nicht alle halten können.“

Die beiden Männer mußten auf den engen Pfaden hintereinander gehen, und es wollte Klaus scheinen, daß sie immer im Kreise herumgingen und stets denselben Weg wiederholten, so vollkommen gleichen diese Waldstege einer dem anderen in ewig gleich bleibender Monotonie. Die Spannung auf die Beute erhielt sein Interesse wach, aber nachdem sie zwei Stunden gewandert waren, ohne daß die Szenerie sich eine Spur verändert hätte, verstummte allmählich sein munteres Geplauder.

„Hier würde ich in meinem Leben nicht wieder allein herausfinden!“ rief er endlich mit einem eigentümlichen Gefühl von Beklemmung.

„Glaub's wohl, glaub's wohl,“ nickte der Alte, „wollte Ihnen nicht raten es allein zu versuchen. Meinem Großvater selig hat es fast das Leben gekostet, als er noch ein junger Bursch war.“ Klaus fragte lebhaft nach den näheren Umständen dieser Begebenheit.

„Warten Sie, Junker, in einer halben Stunde sind wir auf der Waldblöße bei der Muttergotteskapelle, dort wollen wir Vesper machen, und ich erzähle, wie es sich zugetragen,“ vertröstete der Förster.

Das Sonnenlicht war langsam zu den Wipfeln der Bäume hinaufgestiegen, als sie die Waldblöße erreichten. In einer Niederung, von Ginster und Brombeergestrüpp umgeben und fast zugewachsen, stand dort eine roh aus Holz gezimmerte, kleine Kapelle.

Auf ihrem primitiven Altar, den ein paar Immortellenkränze, verwelkte Sträuße und geweihte Kerzen schmückten, befand sich ein in grellen Farben gemaltes Bild. Es stellte einen der schmalen Waldpfade dar, auf denen sie eben gekommen, im Vordergrund einen Jägerburschen und ein weibliches Wesen im Gewand eine Bäuerin, das einen Heiligenschein hatte und dem jungen Mann den Weg zu weisen schien.

Klaus erriet den Zusammenhang, fragte aber, was dieses Bild zu bedeuten hätte.

Der alte Förster begann aber erst mit seiner Erzählung, als sie sich in einer kleinen Erdbertiefung, der Kapelle gegenüber, gelagert und das Vesperbrot aus den Jagdtaschen geholt hatten. Der Thymian und das Preiselbeerkraut, die immer noch mit kräftigem Grün den Sandboden bedeckten, würzten die Luft, und hier und da leuchteten noch scharlachrote Fliegenpilze aus dem Moos. Hoch oben, im blaßgoldenen Licht des Aethers, zog ein Gahicht seine stolzen Kreise, und tief im Herzen des Waldes, der wie eine Wand die Richtung einhegte, tönte der Schrei des Hähers.

„Es ist eine alte Geschichte und das jetzige Geschlecht kennt sie nur vom Hörensagen,“ begann der Förster, der selbst die Siebzig überschritten hatte. „Im Schlosse von Bolechobiz hängt jetzt noch ein Bild von der schönen Wlasta von Szerbin, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts gelebt haben soll. Sie war die einzige Tochter Ihres Herrn Vorfahren und viel begehrt von schlesischen und polnischen Kavaliern. Aber sie war wie eine Prinzessin im Märchen, die alle Freier mit langer Nase fortschickt. Sie ritt und jagte lieber in den Wäldern und ging auf den Fisch- und Vogelfang, als daß sie die Hausfrau gespielt und Kinder gewiegt hätte.“

Da geschah es, daß mein Großvater, Bruno Kamenz, dessen Vater Forst- und Gemeinmeister beim Herrn von Szerbin war, wie ich es heute bin, vom Auslande heimkehrte. Die Wanderlust hatte ihn jahrelang umhergetrieben, er hatte vieler Herren Länder gesehen und auch unter fremden Fahnen gedient. Die Heimat war ihm fremd geworden, aber er soll ein feiner Bursch gewesen sein, der die Augen aufgemacht draußen und viel gelernt hatte.

Es dauerte nicht lange, so mußte er mit dem schönen Fräulein von Szerbin reiten und jagen, und die Leute sagen, sie hätten sich dabei etwas zu tief in die Augen geschaut. Einen kurzen Lenz und einen Sommer währte die Freude, und was zwischen ihnen gewesen, das weiß Gott allein und der Wald, aber der Wald hat es nicht verraten. Der Förstersohn soll gar stolze, ehrgeizige Träume gehegt und sich schon als Gemahl der Baroness von Szerbin und als Herr im Schlosse gefühlt haben. Da kam zur Jagdzeit ein junger polnischer Edelmann nach Bolechobiz, der ein sehr reicher und großer Starost war. Die schöne Wlasta muß gerade mit ihrem Liebesträume zu Ende gewesen sein, und es fiel ihr zur rechten Zeit ein, daß es ein ander Ding sei, als Gräfin am russischen Kaiserhof zu glänzen, als zu Hause Frau Kamenz zu werden.

Und als der Bruno eines Tages unbequem wurde mit Mahnen an alte Versprechungen, schützte sie den Zorn ihres Vaters vor. Wenn ihm sein Leben lieb wäre, solle er sich im Bereich des Schlosses nicht mehr sehen lassen. Im Dohnenstiege wollte sie ihn am folgenden Tage an einer bestimmten Stelle, die sie bezeichnete, treffen.

Sie kannte den Bolechobitzer Dohnenstiege, aber Bruno Kamenz kannte ihn nicht. Ohne Arg lief er in seine verschlungenen Kreuz- und Querspfade, aber hinaus fand er nicht wieder. Er fand auch nicht den bezeichneten Baum und das Fräulein von Szerbin erst recht nicht.

Sie jagen, er sei vierundzwanzig Stunden im Walde gewesen, in der Irre, da sei ihm ein Licht aufgegangen, daß die stolze Wlasta sein Verderben gewollt, denn sie mußte wissen, daß ein Fremder sich nie in diesen Irrpfaden zurechtfinden konnte. Er erkannte seine Täuschung, und die Liebe starb in seinem Herzen. In der Not seines Herzens warf er sich auf die Kniee und flehte um Hilfe vom lieben Gott. Mit neuem Mut ging er weiter und erreichte diese Richtung, und auf der Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, fand er ein altes Frauchen, das Beeren suchte. Sie habe gar seltsam helle, liebevolle Augen gehabt und sich des Weges kundig gezeigt. Sie ging mit ihm und führte ihn in wenigen Minuten zum Waldessaum, der doch stundenweit entfernt war. Und als er ihr danken wollte, war sie verschwunden.

Da mußte er, daß die heilige Jungfrau selbst sich seiner erbarmt hatte, und ihr erbaute er später mit eigenen Händen diese Kapelle.

Im Schlosse war Tanz und Lustbarkeit, als er heimkehrte, man feierte die Verlobung des Fräuleins mit dem polnischen Grafen. Mein Großvater ging wieder in die Welt hinaus, aber Wlasta von Szerbin starb noch selbigen Jahres als Braut.“

Klaus von Werkenthin suchte und fand noch selbigen Monds das Bild der schönen Wlasta im Schlosse seines Großvaters. Ein süßes, schmales Gesicht mit stolzen, befehlenden Augen . . .



Heimkehrende Fischer. Nach dem Gemälde von J. Wopfner.

Ein sensationeller Fall.

(Fortsetzung.)

Kriminalroman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

Es zitterte so viel Schmerz und Groll in dem Ton seiner Stimme, daß es in der Brust des alten Herrn ein Echo erweckte. Ja, es war wahr, sie hatte ihn schmäzlich preisgegeben und man konnte dem schuldlos Leidenden nicht verdenken, daß er es ihr nicht vergaß . . .

War es ein Zufall oder sprach sich darin eine bestimmte Absicht aus: — überall, wo sich O'Leary zeigte, sei es auf der Straße oder in einem öffentlichen Lokal, sah er sich seinem ehemaligen Volontär gegenüber. Ja, sogar in später Abendstunde einmal, als der Irländer nicht schlafen konnte und zur Beruhigung seiner erregten Nerven einen Spaziergang zu unternehmen im Begriff war, sah er, kaum daß er auf die Straße hinausgetreten war, von dem gegenüberliegenden Hause sich einen Schatten lösen, der sich ihm hartnäckig an die Ferseu heftete . . .

Als Hollweck eines Tages mißlaunig und unzufrieden mit den Resultaten der letzten Zeit in seinem Zimmer saß, erhielt er einen unvorhergesehenen, überraschenden Besuch, der auf seine Hoffnungen und seine Latkraft sehr fördernd und anspornend wirkte. Es war ein Herr in mittlerem Alter in guter, provinzieller Kleidung, der nach kurzem Anklopfen bei ihm eintrat und anfangs etwas Befangenes und vorsichtig Zurückhaltendes an den Tag legte.

„Habe ich das Vergnügen, Herrn Hollweck zu sprechen?“

„Der bin ich.“

„Gestatten Sie die Frage, waren Sie nicht in dem Handlungshause C. F. Weidner hier eine Zeitlang als Volontär tätig?“

„Ganz recht,“ beeilte sich der junge Mann entgegenkommend zu erwidern und lud freundlich zum Sitzen ein, denn seine allezeit spürende Seele witterte etwas von wichtigen Eröffnungen, die ihm der Fremde zu machen haben könnte. „Kann ich Ihnen mit irgend einer Auskunft dienen? Gern bereit! Aber bitte nehmen Sie doch Platz!“

Der fremde Herr folgte endlich der wiederholten Aufforderung und setzte sich bedächtig.

„Mein Name ist Schröpel, in Firma Schröpel und Compagnie in Finsterburg. Wir stehen seit Jahren mit der Firma C. F. Weidner in Verbindung —“

„Jawohl, kenne Ihre Firma — sehr angenehm!“ rief der ehemalige Volontär. „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Schröpel?“

Der Angeredete hüftelte verlegen hinter der vorgehaltenen Hand, zögerte eine Weile mit der Antwort und fragte dann mit scheuem, vorsichtigen Blick: „Entschuldigen Sie, sind Sie nicht mehr bei der Firma C. F. Weidner?“

„Nein.“

„Und Sie haben auch nicht die Absicht, zu der Firma zurückzukehren?“

„Nein.“

Herr Schröpel gab seinem Stuhl einen Ruck, so daß er etwas näher an den ihn im stillen aufmerksam Beobachtenden herankam und sagte, mit seinen Augen zwinkernd, vertraulich lächelnd: „Na, da sind Sie wohl nicht gerade im Frieden auseinandergegangen, O'Leary und Sie, wie?“

Hollweck machte eine Bewegung unwilligen Staunens und schickte sich schon an, die indiscrete Frage mit einer entrüsteten Gegenfrage abzuwehren, als er sich rasch eines anderen besann und kopfnickend erwiderte: „Freilich nicht. Und so lange O'Leary der Firma vorsteht, will ich mit C. F. Weidner nichts mehr zu tun haben.“

Diese Antwort schien den corpulenten, klein gewachsenen Herrn außerordentlich zu befriedigen. Er schmunzelte vergnügt, schlug sich mit der Hand auf den Oberschenkel und sagte: „Das dacht' ich mir beinahe, Sie sind mein Mann! Sie werden mir gewiß die Auskunft geben, um die ich Sie ersuchen will.“

Hollweck schlug gemüthlich ein Bein über das andere, lachte und erwiderte jovial: „Na dann schießen Sie mal los! Wir werden ja sehen.“

Herr Schröpel gab seinem Stuhl abermals einen Ruck, beugte sich ganz zu dem jungen Mann hinüber und begann im Flüsterton: „Ich will Ihnen etwas anvertrauen unter Discretion. Sie dürfen aber beileibe O'Leary nicht verraten, daß ich es Ihnen gesagt habe.“

Hollwecks Interesse spannte sich aufs höchste; äußerlich aber bemühte er sich, eine gleichgültige, gelassene Miene zur Schau zu tragen. Ruhig entgegnete er: „Mit dem spreche ich überhaupt nicht mehr. In dieser Hinsicht können Sie also ganz beruhigt sein.“

Herr Schröpel nickte abermals schmunzelnd.

„Desto besser! Also — O'Leary will verkaufen.“

Der Detektiv konnte doch eine Bewegung der Ueberraschung nicht ganz unterdrücken.

„Verkaufen? Was denn?“

„Na, seinen Anteil am Geschäft.“

„So — so. Na —“ der Detektiv gab sich wieder den Anschein

unberührter Gleichgültigkeit — „mir kann's egal sein, meinen Segen hat er. Aber merkwürdig ist es doch, daß er so schnell — er ist ja erst seit sechs Monaten Mitinhaber und nun schon verkaufen — und dann, warum die Heimlichkeit?!“

Der Andere nickte sehr eifrig.

„Das habe ich mir auch gesagt. O'Leary erklärte mir, er wolle wegen seines Kompagnons vorläufig nicht, daß die Sache bekannt würde. Doktor Weidner möchte es ihm am Ende übel nehmen. Und wenn nachher doch nichts aus dem Verkauf würde, dann hätte er unnötigerweise seine Empfindlichkeit gereizt. Ihm — O'Leary — gefalle es in Deutschland nicht mehr, seit sein Freund Weidner nicht mehr sei und darum wolle er in seine Heimat zurück.“

Hollweck nickte, als fände er die angegebenen Gründe durchaus einleuchtend.

„Mir aber,“ fuhr Herr Schröpel fort, „mir kommt die Sache immerhin 'n bißchen eigentümlich vor und vorsichtig, wie ich bin, habe ich mir gesagt: Du mußt erst genaue Erkundigungen einziehen, ehe Du der Sache näher trittst. Kaufen möchte ich ja gern, denn einerseits möchte ich mich von meinem Sozjus trennen, mit dem ich mich absolut nicht stellen kann, andererseits stand die Firma C. F. Weidner, wenigstens so lange Weidner lebte, in bestem Ansehen und das Geschäft soll glänzend gegangen sein. Aber ich fürchte, damit wird's nun wohl hapern und das ist vielleicht der wahre Grund, warum O'Leary verkaufen will. Und da wollte ich Sie nun fragen, wie's damit steht, Sie haben doch 'n Einblick gehabt und Sie brauchen ja auch keine Rücksicht auf O'Leary zu nehmen und können mir deshalb reinen Wein einschenken. Es geht wohl rückwärts mit der Firma, nicht?“

Der corpulente kleine Herr hing mit ängstlicher Spannung an den Gesichtszügen seines Gegenüber. Dieser aber schüttelte energisch mit dem Kopf.

„Ganz und gar nicht,“ erwiderte er ernst. „Mir ist ja der O'Leary persönlich, wie man sagt, ein Eckel, aber als Geschäftsmann, das muß ich sagen, steht er seinen Mann und unter ihm ist das Geschäft durchaus nicht schlechter geworden, entschieden nicht. Ich weiß, daß ich, als ich noch in dem Geschäft arbeitete, von den Buchhaltern gehört habe, daß sie im letzten Quartal im Geschäft einen Umsatz gehabt hätten, wie er noch nie in der Firma dagesewesen ist.“

Herr Schröpel horchte hoch auf. Seine Augen glänzten; in seinen Mienen kämpften Verwunderung und eine Umwandlung von Mißtrauen.

„Was Sie sagen, wirklich?!“ Und dem jungen Manne seine Hand auf die Schulter legend, fuhr er eindringlich, überredend fort: „Mein bester Herr Hollweck, es soll ja nicht Ihr Schade sein. Sagen Sie mir die Wahrheit, hören Sie! Also es geht gut, wirklich gut? Keine Verluste gehabt, keine Nachlässe der Kundschaft? Nichts dergleichen? Wirklich nichts?“

„Wenn ich Ihnen sage!“ Der ehemalige Volontär lächelte. „Mir wär's ja lieber, ich könnt' Ihnen das Gegenteil berichten. Denn dem Hallunken, dem O'Leary gönnt' ich's. Aber anstreichen werd' ich's ihm noch — na warte! Haare lassen soll er noch, der Grobian!“ Und sich die Hände reibend und mit einem schadenfrohen Aufschlagen setzte er hinzu: „Jetzt weiß ich's. Ja, ja, das wird der Grund sein. O'Leary hat nämlich 'n Korb gekriegt, von einer jungen Dame hier in Nordenau. Da ist ihm natürlich der Aufenthalt hier verleidet und auch sonst scheint's ihm nahe gegangen, er kränkelt, er sieht schlimm aus —“

„Freilich,“ unterbrach der corpulente Herr Schröpel und rieb sich ebenfalls vergnügt die Hände. „Das ist mir auch schon aufgefallen. Also Sie meinen, daß es wirklich nichts weiter ist —?“

„Weiter nichts, wenigstens geschäftliche Gründe sind's nicht. Darauf können Sie Gift nehmen. Wieviel hat er denn von Ihnen verlangt?“

Herr Schröpel strich sich mit der Hand über das Kinn, reckte sich unwillkürlich und die Augenbrauen wichtig emporziehend, sagte er bedächtig, jede Silbe kräftig betonend: „Einhundertundzwanzigtausend Mark.“

Hollweck nickte.

„Ist sein Anteil wert,“ bestätigte er, „ist es unter Brüdern wert. Ich freilich —“ der Sprechende ließ ein schlaues Lächeln sehen — „wenn ich an Ihrer Stelle wär, ich wüßte' den Vorteil wahrzunehmen. Ich sage Ihnen, er will fort, er will unter allen Umständen fort. Ich würde ihm achtzig — nein, ich würde ihm die Hälfte bieten: sechzigtausend Mark.“

Freude, Gabsucht, Kleinmut und Besorgnis spiegelten sich im komischen Gemisch in Herrn Schröpels Mienen.

„Sechzigtausend? Er wird mich auslachen, er wird zornig werden, er wird mich hinauswerfen, wenn ich ihm mit solchem Gebot komme.“

„Er wird nicht, er wird sich die Sache sehr überlegen, sage ich Ihnen, Herr Schröpel. Er will unter allen Umständen verkaufen, das ist klar. Es liegt auch sicherlich noch etwas anderes vor. Ich weiß, daß er einen Bruder in England hat, der etabliert ist und mit dem es wacklig steht. Möglich, daß er dem unter die Arme greifen und sich mit ihm assoziieren will. Aber Sie haben's vielleicht nicht nötig, Herr Schröpel, von O'Learys Verlegenheit zu profitieren und ihn zu drücken. Sehr schön von Ihnen!“

„Schön?“ Der kleine korpulente Mann wurde ordentlich ärgerlich. „Schön ist's allemal, billig zu kaufen,“ erwiderte er hitzig. „Dafür ist man Kaufmann. Eine Sünde wär's, mehr zu geben, als man absolut muß. Das nenn' ich nicht drücken, wenn man seinen Vorteil wahrnimmt und eine Sache so billig erwirbt, als man irgend kann. Wer zwingt ihn zu verkaufen? Niemand!“

„Aberdings! Er muß ja nicht verkaufen, wenn ihm der Preis, den Sie ihm bieten, nicht paßt. Und ich — wie gesagt, ich würde ihm nicht mehr als sechzigtausend Mark bieten. Man kann ja noch immer zulegen. Aber versuchen wird' ich's auf jeden Fall!“

„Und Sie meinen wirklich, daß er die Verhandlungen nicht gleich abbrechen wird, wenn ich ihm ein so niedriges Gebot mache?“

Der ehemalige Volontär zuckte mit den Achseln.

„Ich glaube nicht, denn wenn er nicht sehr triftige Gründe hätte, würde er nicht verkaufen wollen. Ein so altes, renommirtes, einträgliches Geschäft.“

Der korpulente kleine Herr erhob sich.

„Freilich. Da haben Sie recht. Also auf Ihre Diskretion kann ich rechnen?“

„Gewiß. Nur eine Bitte hätt' ich.“

Herr Schröpel, der sich schon zur Türe wenden wollte, drehte sich noch einmal ängstlich herum.

„Ich wollte Sie bitten,“ erklärte Hollweck, „mich auf dem Tausenden zu halten. Die Sache interessiert mich. Ich möchte wohl wissen, wie er Ihr Gebot aufgenommen hat und ob Aussicht ist, daß Sie sich mit O'Leary einigen. Uebrigens kann ich Ihnen wohl noch mit dieser oder jener Auskunft dienen.“

„Selbstverständlich.“ Herr Schröpel schüttelte dem jungen Manne freundlich die Hand. „Einstweilen meinen besten Dank. Ich spreche wieder vor bei Ihnen — gewiß. Aber reinen Mund halten — bitte!“

Als Herr Schröpel gegangen war, eilte Hollweck sogleich zum Telegraphenbureau, um eine Depesche nach Berlin aufzugeben. Es schien ihm dringend geboten, sich eines Gehilfen zu verschaffen, um die geheime Beobachtung O'Learys aufs strengste durchzuführen zu können.

Schon am anderen Tage erhielt Hollweck den zweiten Besuch des Herrn Schröpel. Der Kaufmann lachte über das ganze Gesicht und drückte dem jungen Manne so kräftig die Hand, daß dieser eine Grimasse des Schmerzes nicht unterdrücken konnte.

„Ich bin Ihnen zu tiefstem Dank verpflichtet, Herr Hollweck,“ sagte er. „Wenn Sie eine Stellung haben wollen bei mir, so steht Ihnen dieselbe offen, sobald mein Eintritt in die Firma C. F. Weidner perfekt sein wird.“

In dem jungen Mann erhob sich ein Triumphgefühl.

✻ Allerlei. ✻

Zwei ehrwürdige Baumriesen. Die größte Tanne des Schwarzwaldes, der Art *Abies pectinata* angehörig, steht westlich von dem württembergischen Ort Schwemlingen in der Nähe der größeren schon zu Baden gehörigen Ortschaft Billingen inmitten anderer prächtiger Edelkannen. Sie besitzt eine Höhe von 42 Metern. Dabei hat sie ihre Hauptkrone im Jahre 1876 durch einen Sturm verloren, so daß sich ein Seitenwipfel zur höchsten Spitze entwickelt hat. 130 Zentimeter über dem Boden nißt der mächtige Stamm noch 6 Meter im Umfang. Das Alter dieses Baumes, der vom Volk auf den Ehrennamen „Hölzlekönig“ getauft ist, wird auf fast vier Jahrhunderte geschätzt. In unmittelbarer Nähe steht noch ein anderer stattlicher, wenngleich nicht ganz so hoher Baum als „Hölzlekönigin“, deren Alter auf 250 Jahre angegeben wird. Zugleich mit diesen prächtigen Nadelbäumen erwähnt die Gartenflora noch einen Verwandten aus dem entgegengesetzten Winkel des deutschen Reiches. In dem jetzt dem Kaiser gehörigen Park von Cadinen in Westpreußen erhebt sich eine Trauerfichte (*Picea excelsa pendula*) zu einer Höhe von 125 Metern mit einem astfreien Schaft von 1½ Meter Höhe, der noch in diesem Abstand vom Erdboden einen Umfang von 1,6 Metern besitzt. Die ganze Krone ist von unten auf aus dichtem Gezweig gebildet und weist bis zwei Drittel ihrer Höhe die Form einer regelmäßigen Säule von 2½ bis 3 Meter Durchmesser auf, während der Wipfel kegelförmig zugespitzt ist. Diese Trauerfichte soll nicht nur die einzige in den preussischen Staatsforsten, sondern auch die schönste in ganz Deutschland sein.

Einführung der Buchdruckerei in Rußland. Später, als in anderen Ländern, wurde die Buchdruckerkunst in Rußland eingeführt. Bis zu diesem Zeitpunkte wurden die Schriftzeichen auf Pergament oder Birkenrinde gemalt. Unter den Völkern slavischen Stammes kannten die Böhmen zuerst den Buchdruck. Das Neue Testament ist das erste 1745 in Prag gedruckte Buch. — Der Zar Ivan II. Wasiljewitsch verfiel 1553 im Unwillen über die vielen Fehler, welche die Heilige Schrift entstellten, die

„Also sind Sie mit O'Leary einig?“

Der korpulente kleine Herr nickte mit großer Befriedigung.

„Vollkommen! Er tritt mir seinen Anteil ab und zwar für sechzigtausend Mark.“

„Ich sagte es Ihnen ja gleich. Er hat einen sehr triftigen Grund, zu verkaufen. Ich gratuliere Ihnen. Sie machen ein brillantes Geschäft. Na, wie lief denn die Geschichte ab?“

Herr Schröpel lächelte verschmikt.

„Zuerst häumte er sich ja freilich auf, aber viel schneller, als ich dachte, gab er nach. Schon nach fünf Minuten ging er auf hunderttausend und zehn Minuten später auf achtzigtausend Mark herunter und schließlich nahm er meine Offerte an — unter einer Bedingung —“

„Unter einer Bedingung?“ fragte Hollweck anscheinend ruhig, innerlich aber in fieberhafter Spannung.

„Ja, nämlich in acht Tagen muß alles reguliert sein und zwar in bar.“

„Tausend, der hat's ja verdammt eilig!“ fuhr es dem jungen Mann heraus.

Herr Schröpel nickte.

„Nicht wahr? Ueberhaupt, der Mann ist von einer Nervosität! Gar nicht wieder zu erkennen! Früher hatte er immer so was Ruhiges, Bedächtiges, Ueberlegtes. Und jetzt —! Es macht mir den Eindruck, als wenn ihm innerlich irgend etwas höllisch zusetzt!“

„Ich sagte Ihnen ja schon: er hat von einer Dame, die er allem Anschein nach sehr verehrt hat, einen Korb bekommen. So etwas geht nahe . . . Sie regulieren also in acht Tagen?“

„Muß ich nicht? Bei solchem Preis! Die Chance darf ich mir doch nicht entgehen lassen. Da muß man eben seinen Kredit aufs Äußerste anspannen. Morgen reisen wir nach Berlin, um uns Doktor Weidners Einverständnis zu holen. Dann beantragen wir alle drei die gerichtliche Aenderung des Firmenregisters und die Sache ist erledigt.“

„Mit Eilzugsgeschwindigkeit . . . Na, die Geschichte wird Aufsehen machen, wenn ich sie heute Abend an meinem Stammtisch erzähle. Man darf doch jetzt darüber sprechen?“

Der korpulente kleine Herr zog seine Augenbraunen in die Höhe und machte eine heftig abwehrende Handbewegung.

„Um Himmelswillen, nein! O'Leary hat mir strengstes Stillschweigen auferlegt. Der ist im Stande und tritt sofort wieder zurück, wenn er erfährt, daß ich geplaudert habe. Er will nicht, daß in der Stadt davon gesprochen wird, bevor alles erledigt ist. Und er hat recht. Auch im Interesse der Firma scheint mir geboten, daß die Sache vorläufig noch nicht bekannt wird.“

„Paragraph elf: es wird fortgeschwiegen,“ scherzte Hollweck.

Aber als ihn Herr Schröpel verlassen hatte, breitete sich im Ruinender Ernst über das noch eben lächelnde Gesicht. Nachdem er eine Stunde lang, eifrig mit sich zu Räte gehend, im Zimmer auf und abgeschritten war, hatte er seinen Entschluß gefaßt. Die Zeit, offen zu handeln, schien ihm gekommen. Dem schlauen Irländer schien der Boden unter den Füßen zu brennen, und wenn man nicht schleunigst die erforderlichen Maßregeln traf, lief man Gefahr, den Vogel entzwischen zu lassen. (Fortsetzung folgt.)

Anlegung einer Druckerei in Moskau. Mit vieler Mühe gelang es, Buchdrucker aus der Ferne dorthin zu ziehen, wo endlich 1564 die erste, jetzt ungemein seltene Ausgabe des Neuen Testaments zu Tage gefördert ward. Unterhalb Jahrhunderte später hatte Peter der Große ein von ihm erfundenes Alphabet zustande gebracht, das genau, wie er es selbst vorgezeichnet hatte, in Amsterdam gegossen wurde. Mit dieser neuen Schrift ward die erste russische Bibel auf halbleimtem Papier gedruckt. — Einige Jahr darauf ward in Petersburg eine Presse zum Druck der Masse errichtet und bald nachher die Petersburger Zeitung und der Kalender für 1717 gedruckt. — Wahrscheinlich kam die Holzschneidekunst zugleich mit der Buchdruckerei nach Rußland, denn das oben erwähnte in Moskau gedruckte Neue Testament ist mit vielen Figuren verziert, die aber sämtlich von den ersten Anfängen der Kunst zeugen.

Elektrische Färberei. In der neuesten Zeit wird die Elektrizität häufig schon in der Färberei verwendet, indem man durch Elektrolyse Farbstoffe darstellt. Besonders eignet sich das Verfahren für Waren pflanzlichen oder tierischen Ursprungs, Wolle, Stroh, Gespinnste. Der Gegenstand wird nach der Zeitschrift „Energie“ auf eine leitende, metallene, horizontale Tischplatte leicht aufgespannt. Ueber den Gegenstand wird dann, wie bisher, die Farblöslichkeit aufgetragen, so daß sie in einer dünnen Schicht die ganze Fläche bedeckt. Verbindet man nun den einen Pol der elektrischen Leitung mit der Tischplatte und den anderen Pol mit dem darauf liegenden Gegenstand, so entsteht eine elektrotechnische Verbindung des Farbstoffes mit dem Gegenstand, und nach einigen Minuten Stromzufluß nimmt der Gegenstand die gewünschte Färbung an, vorausgesetzt, daß auch die Zusammenfügung der Farblöslichkeit den Erfordernissen der gewünschten Farbensättigung entspricht. Um auf dem Gegenstand Muster anzubringen, legt man eine entsprechend geschnittene Metallschablone auf, und der Pol wird nicht mit dem Stoff, sondern mit der Schablone in Verbindung gebracht. Es entsteht dadurch unterhalb der von der Schablone bedeckten Teile eine hellere Schattierung.

Unsere Bilder.

Das Prisma. Der kleine Karl hat einen Diamanten gefunden, er ist wenigstens fest davon überzeugt! Nachdem er ihn einige Tage heimlich in der Tasche herumgetragen, kann er doch nicht länger das herrliche Geheimnis bewahren und zeigt seinen Schatz dem Nachbarskribe, vor dem er als dem Lehrersohn und Klassen-ersten ungeheuren Respekt hat. Nun die Enttäuschung! Der Diamant entpuppt sich als ein geschliffenes Glasstückchen, die Träume aus Tausend und einer Nacht zerrinnen und selbst die reizenden Farbenspiele, die das Prisma enthält, können den kleinen Schatzfinder über die verlorene Illusion nicht hinwegbringen. Er hat die erste schwere Enttäuschung des harten Lebens hinter sich!

Gemeinnütziges.

Wildschwein-Keule. Gutes Schwarzwild ist nicht nur eine Delikatesse, sondern auch, wenn richtig zubereitet, ein vorzüglicher Federbissen. Ein schöner Schwarzwildschlegel kann daher überall als Festbraten auf den Tisch kommen. Man wählt zumeist und mit gutem Grund die Keule oder den Schlegel eines mittelgroßen Wildschweines, wäscht das Fleisch, klopft es, reibt es mit Salz, Pfeffer und fein zerdrückten Wacholderbeeren gut ein, spickt den Schlegel auf der unteren Seite mit einigen Speckstreifen und brät ihn mit Butter mürbe. Indessen macht man folgende feine dunkle Sauce: man gibt Fett in einen Tiegel, etwas Zucker hinzu und röstet darin wenig Mehl lichtbraun, gibt feingeschnittene Suppenwurzeln und einen Spritzer Rotwein, ein paar gedrückte Wacholderbeeren, 2-3 Eßlöffel Hagebuttenmark und ein Streifen Zitronengelb hinein, kocht die Sauce unter Zusatz des Bratenfettes vom Schlegel sehr gut durch und treibt sie sodann durch ein Haarsieb. Das Fleischstück selbst wird in feine Schnitte zerleinert, mit etwas Sauce unterschwemmt angerichtet, die übrige Sauce besonders hierzu nebst einer feinen Beilage von Butterteigbogen, Krapsferl oder auch mit Windnudeln gereicht.

Blutvergiftungen durch Tinte. Es ist eine weitverbreitete Annahme, daß eine Verletzung mit Tinte und Feder zu Blutvergiftungen führen könne. Für den, dem die Beschaffenheit der Tinte bekannt ist, muß eine solche Behauptung lächerlich vorkommen, denn chemische Gifte enthält die gewöhnliche Tinte nicht, wenigstens nicht in wirksamen Mengen, und gegenüber Krankheitsregnern, an die bei einer Blutvergiftung zuerst zu denken ist, könnte die Tinte eher von desinfizierender Wirkung sein. Doktor B. Seymann hat diese Frage wissenschaftlichen Untersuchungen unterzogen, und zwar an der Schultinte. Er kommt zu dem Schluß, daß die gebräuchlichen Tinten weder in frischen noch in älteren Zustände nach dem Gebrauch schädliche Organismen enthält, daß sie vielmehr den Erregern der Blutvergiftung gegenüber eine desinfizierende Wirkung besitzen. Soweit Blutvergiftungen beobachtet wurden, glaubt er auf Begleitumstände schließen zu müssen, nämlich, daß eine nachträgliche Infektion der Wunde vorliegt, sei es durch das Berühren mit Taschentüchern, mit dem Wunde oder den Fingern. Auch eine Giftwirkung eines gelegentlich aufgelegten Tintenklebes auf den Wagen sei nicht denkbar.

Nachtsch.

1. Bilderrätsel.



2. Rätsel.

Vor mir seh ich mächtig ragen
In der Wolken Reich das Wort,
Das seit grauer Vorzeit Tagen
Böser Geister Lieblingsort.

Auf die Lande blickt man nieder
Hoch vom Gipfel sturmmurrauscht,
Und nur selten kehrt man wieder
Seim das Wort (ein Laut vertauscht).

3. Arithmetische Aufgabe.

Bei dem Ausfluge einer Schule stellt sich heraus, daß 2 Schüler übrig bleiben, wenn sie in Reihen zu je 5 antreten; dagegen bleiben 3 übrig, wenn sie Reihen zu je 6 bilden; wenn sie aber in Reihen zu 7 gehen, bleiben für die letzte Reihe nur 4 Schüler übrig. — Wieviel Schüler machten den Ausflug, wenn es mehr als 250, aber weniger als 600 waren?

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Die Liebe ist die stolze der Triebe,
Sie lehrt den Rücken dem, der Gold ihr hot;
Und aller Triebe freier ist die Liebe,
Sie lächelt nur, wenn ihr mit Ketten droht.

Die Liebe ist die treueste aller Triebe,
Sie harret aus in jeder Erdennot;
Und aller Triebe härtester ist die Liebe,
Denn Liebe überwindet selbst den Tod.

2. Wolftes Todestag (24. April 1891).
3. Ich-neumon-d.

Lustiges.

Guter Rat.

A.: „Mein Sohn wird dieser Tage eingegnet und ich möchte ihn gern in die Lehre geben.“

B.: „Lassen Sie ihn Schneider werden, nichts anderes.“

A.: „Es ist aber ein leichtsinniger Bursch.“

B.: „Ich sage Ihnen, lassen Sie ihn Schneider werden.“

A.: „Herren- oder Damenschneider?“

B.: „Oh bah — entweder Kur- oder Beutelschneider.“

Heringefallen.

Der Huberbauer ist vor Gericht geladen und steht zaghaft im Korridor des Amtsgerichts, unschlüssig, wohin er sich wenden soll. Da kommt zufällig der Amtsrichter aus der Tür, steht den Bauer und ruft ihm zu: „Zu wem wollen Sie?“

Bauer (ihm für einen Diener haltend): „Ach schau's, Ihna kann is ja sagen: Der Franzel hat mi verklagt, weil ich ihm am Sonntag im Brauhaus mit meim Waffrug a bissehl blutigschlag'n hab; ich wollts aber abschwörn.“

Zur Hundesteuer.



Wirt (spöttelnd): „Na, für den Köter, den Sie da mitgebracht haben, lohnt es sich doch auch nicht, 20 Mark Steuern zu bezahlen.“

Gast: „Weshalb nicht? Für den Hund, auf welchen Ihre Aneipe bald kommen wird, wenn Sie Ihren Gästen immer solchen Wein vorsetzen, werden Sie auch bald Steuern zahlen müssen!“

Macht der Gewohnheit.

Ein Geizhals, der heimlich gegen sehr hohe Prozente Geld ausleiht, läßt sich jeden Morgen den Barbier ins Haus kommen.

„Das wunderst mich,“ sagt ein Herr, dem man dies am Spieltisch erzählt, „daß er sich nicht der Billigkeit halber selbst rasiert!“

„Er fürchtet wohl,“ antwortet der Erzähler, „aus alter Gewohnheit sich selber den Hals abzuschneiden!“

Wie der Zufall spielt.

Zwei Schiffe begegneten sich in der Nordsee auf Hörweite und reden sich durchs Sprachrohr folgendermaßen an:

„Wo kommst Du her?“

„Von Hull.“

„Watt heßt Du Loden?“

„Null!“

„Wie ist de Fracht?“

„Null.“

„Wie heißt dat Schipp?“

„John Bull.“

„Un de Kaptein?“

„Krull.“

Da schreit der Fragesteller müttend zurück: „Min'sch, Du büßt jo wull dull?“